Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 9

Artikel: Frau Küchlein
Autor: Heim, Cornelia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667390

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Trotz dieser ständigen Einfuhr von afrikanischen Negern zeigen sich bei der Bevölkerung keine negroiden Rassenmerkmale. Wohl haben die Südaraber eine tiefschwarze Hautfarbe, aber die Abstammung von den Sabaern und Minäern ist durch den stark semitischen Einschlag hindurch unverkennbar.

Heute ist Hadramaut eine der wenigen Stellen der Erde, wo sich eine Kultur, die älter und ehrwürdiger ist als die von Europa, unbeeinflußt und unvermindert erhalten konnte, und wo wir die letzten Reste babylonischer Architektur erhalten finden. An den steilen Abfällen des Wadi Hadramaut, im blendenden Sonnenglast südlicher Zonen, der die Konturen schärfer und mächtiger hervorhebt, liegen inmitten von grünen Oasen diese verzauberten Märchenstädte. Die stellenweise mit Gips weißgetünchten Fassaden zeigen die gleichen Ornamente, wie sie einst die Häuser Babylons geziert haben mochten, und auch die Handwerker, besonders die Holzschnitzer, arbeiten nach den gleichen überlieferten Methoden wie vor vielen hundert Jahren. Ihre kunstvoll gearbeiteten Türen und Haremsgitter legen ein beredtes Zeugnis ab, wie wichtig das Handwerk ist, der Tradition treu zu bleiben.

Bald wird vielleicht Europa auch dorthin seine Hand ausstrecken, Wellblechbaracken und Tankstellen errichten, und jene Spur aus verflossenen Jahrtausenden wird verweht werden von westlicher Zivilisation, wie die Spur im Sande vom ewigwehenden Wüstenwind.

Frau Küchlein.

Von Cornelia Heim.

Wenn man den Namen Küchlein hört, muß man unwillkürlich an etwas Braunes, Süßes und Knuspriges denken. An der Frau aber, die diesen Namen trug, erinnerte nichts als die Farbe an ein Küchlein. Man sagte, daß sie von Zigeunern abstamme, und daher wohl war ihre Haut so braun und ihre Augen so schwarz.

Als sie in unsere Gegend kam, hatte sie die fünfzig schon weit überschritten. Sie war sehr zierlich gewachsen, kaum größer als ein zwölfjähriges Kind, und ihre Hände und Füße waren sehr fein und schmal. Immer blickten ihre dunkeln Augen ergeben und scheu in die Welt, und wenn sie mit jemand redete, mußte man unwillkürlich an eine Sklavin denken, die gewohnt ist, strenge Befehle ihres Herrn anzuhören und diese ohne weiteres, seien sie gerecht oder ungerecht, auszuführen.

Sie war die zweite Frau eines Korb- und Schirmflickers, der im Winter außerhalb des Dorfes Dachhausen in einer Hütte an einem schon lange außer Betrieb stehenden Steinbruch wohnte. Ein zwölfjähriger Knabe aus erster Ehe, der aber seit seiner Geburt lahm und taub war und wie ein kleines Kind gepflegt und betreut werden mußte, war das dritte Glied der Familie.

Im Sommer zogen sie mit einem Wagen, vor den ein Pferd gespannt war, im Land umher, und der Mann, der nur der Küchlein genannt wurde, saß dann jeweils neben dem Wagen und flickte die Zainen und Körbe und Schirme, die ihm seine Frau von den Bewohnern des Dorfes oder Hofes, wo sie gerade halt machten, zutrug. Gekocht wurde auf einem selbsthergestellten Feuerherd aus Steinen, das Kochgeschirr, das während der Fahrt hinten am Wagen an einer Schnur hing und hin her schwang, bestand aus zwei Pfannen.

Der Sommer war die schönste Zeit für Frau Küchlein, weil sie den ganzen Tag in der frischen Luft sein konnte und hie und da von einer Bauernfrau ein paar Eier oder sonst etwas Eßbares erhielt, das sie sorgfältig in die unendlich große Tasche ihrer Schürze verstaute, um es ihrem Mann oder dem Buben heimzubringen. Seppli, der Bub, lag meist vergnügt im Gras, dahin ihn sein Vater getragen hatte, und gab seinen Gefühlen durch unartikulierte Laute Ausdruck.

Auch dem Küchlein selbst war es wohler, wenn er draußen sein konnte; manchmal konnte man ihn pfeifen hören, oder er sprach mit seinem Seppli in den zärtlichsten Tönen, wie man ihm sie nie zugetraut hätte. Man merkte dem Seppli an, daß es ihm wohl tat, wenn der Vater mit ihm redete, denn seine Augen, die sonst halbgeschlossen waren, öffneten sich, und etwas wie ein kleines Erkennen, wie eine Freude ward darin wahrnehmbar.

So zärtlich der Küchlein mit seinem Kind reden konnte, so schroff war er mit seiner Frau, und besonders war dies der Fall, wenn er dem Alkohol mehr als gewöhnlich zugesprochen hatte. Meistens war dies im Winter der Fall, und er pflegte dann dafür die Kälte oder den ewigen Rauch in der Hütte, der ihn im Hals reizte, verantwortlich zu machen.

Wenn Küchlein in seiner ganzen Größe — er war im Vergleich zu seiner zierlichen kleinen Frau ein Koloß — vor ihr stand und ihr befahl, die Körbe zum Verkauf und Vertragen mitzunehmen und ja keinen mehr heimzubringen, konnte man förmlich sehen, wie ihre kleine Gestalt noch mehr in sich zusammensank; in ihre Augen kam dann jener Ausdruck der Furcht, der einen rührte und den man so leicht nicht vergessen konnte. Küchlein war nicht schlecht und hätte seiner Frau nicht ein Haar gekrümmt; aber er war einer jener Menschen, die sich ihrer körperlichen Größe bewußt sind und denen es sichtlich Vergnügen macht, einen schwächern Menschen unter ihren Worten und Augen noch schwächer werden zu sehen. Es kam ihm eigentlich nicht zum Bewußtsein, wie sehr er seine Frau, die schon von Natur furchtsam war, durch seine laute polternde Art quälte.

Es war ihr wohl von Jugend auf nie viel Liebe zuteil worden, und man konnte nie feststellen, ob sie sich überhaupt zu freuen vermochte. Sie war wohl gut gelitten bei den Leuten, weil ihr Auftreten gar bescheiden war. Wenn sie in den Häusern um Zainen, Körbe oder Schirme zum Flicken bat oder neue verkaufen wollte, bat sie gleichsam mit den Augen um Verzeihung, daß sie es wagte, jemand anzureden. Frau Küchlein klagte nie und bettelte nie, und wenn sie jemals in einem Hause schroff abgewiesen wurde, wagte sie nicht, es ein zweites Mal zu betreten.

Ihr eigenes Leben trat eigentlich nur dem Kinde gegenüber ans Licht, dem sie jeden guten Bissen brachte, der ihr zugesteckt worden. Wenn sie mit ihm sprach, war ihre Stimme dunkel und weich, und ihre Art ihn zu betreuen war rührend zart und leise. Dabei war die Pflege des großen Kindes fast zu viel für die schmächtige Frau; aber sie brachte es fertig, und auch im Wagen herrschte eine peinliche Ordnung und Sauberkeit, und im Winter war trotz der großen Dürftigkeit die Hütte recht behaglich. Die in drei Räume geteilte Hütte war sehr baufällig. Von Zeit zu Zeit, wenn der Regen gar zu sehr ins Innere des Hauses rann, stieg der alte Küchlein aufs Dach und suchte mit alten Säcken und mit Brettern die Löcher zu verstopfen. Aber so baufällig das Haus war, es bildete doch für diese Familie eine Heimat, und die alljährliche Heimkehr im Herbst wurde dankbar empfunden. Hatten sie doch einen ganzen Winter lang ein Dach über dem Haupt, das sie vor den ärgsten Stürmen schützte. —

Es war an einem Winterabend, und das Wetter war recht ungemütlich; ein kalter Wind wehte, und dazu schneite es in kleinen rieselnden Flocken. Am schönsten war es zu Hause und am allerschönsten ganz nahe beim Ofen, so daß man das Holz krachen hören und sich ordentlich in die Wärme einhüllen konnte. Das dachte auch Frau Küchlein, die den ganzen Tag in ihren Holzschuhen, die eigentlich viel zu schwer für die kleinen Füße waren, treppauf und -ab gelaufen war, um Schirme zum Flicken zu holen und geflickte wieder zu bringen. Im letzten Haus hatte ihr die Frau, nachdem sie den geflickten Schirm in Empfang genommen hatte, ein Lebkuchenherz geschenkt, das natürlich für den Seppli in die große Tasche gesteckt ward.

Frau Küchleins Füße waren müde, und sie mußte alle paar Minuten stehen bleiben, um den Schnee, der sich an die Holzsohlen geheftet hatte, abzuschütteln. Dazu war die Landstraße so glatt, daß sie bei jedem Schritt ein wenig rückwärts glitt und auf diese Weise gar nicht vom Fleck kam. Sie sehnte sich danach, bald in der Wärme zu sein. Auch war sie hungrig, o so hungrig! Unwillkürlich huschte ihre Hand in die Tasche und berührte das Lebkuchenherz. Sollte sie ein klein bißchen davon abbrechen? Aber nein, es war ja für Seppli bestimmt. Sie zog ihre Hand zurück, und wieder dachte sie an den warmen Ofen daheim und auch daran, daß ihr Mann schon seit längerer Zeit nicht mehr so schroff und befehlshaberisch mit ihr redete und daß er das Essen bereit hielt, wenn sie müde und durchfroren heimkam. Was mochte ihn so verändert haben? Sogar die Finken standen in der Wärme, und das letzte Mal war er in seiner ganzen Größe vor ihr hingekniet und hatte ihr die Holzschuhe von den Füßen gestreift, damit sie in die warmen Finken schlüpfen konnte.

Ach, wenn sie doch nur schon beim „Rank" wäre, dann könnte sie das Licht in ihrer Hütte sehen! Und dann waren es ja nur noch etwa hundert Meter, und sie würde zu Hause sein. Und ihr Mann würde ihr wieder die Schuhe, die heute so schwer an den Füßen hingen, abstreifen, und sie konnte sich an den Ofen setzen und die warme Suppe essen.

Frau Küchlein schleppte sich weiter, mühsam, und dann endlich hatte sie den „Rank" erreicht. Der Schneefall hatte sich indessen verdichtet, und die kleine Frau sah drein wie ein wandelnder Schneemann.

Gottlob, jetzt war sie nicht mehr weit von zu Hause! Es schneite aber zu stark, als daß sie das Licht hätte sehen können. Nur einen Augenblick wollte sie sich auf der Bank ausruhen, die ein wenig abseits der Straße unter einem Baum stand. Ach, wie tat es doch gut, ein wenig sitzen zu können! Und der Schnee, der in immer größern Flocken herniedersank, hüllte sie ein wie eine warme Decke. Sie hatte die eingesammelten Schirme neben sich auf die Bank gelegt, und wieder glitt ihre Hand in die Tasche. Ach, sie hatte solchen Hunger! Seppli wäre gewiß nicht böse, wenn sie ein kleines Stückchen äße. Frau Küchlein brach ein kleines Stück ab, und es muß ihr wohl gut gemundet haben, denn auf ihrem Gesicht lag, als man sie am Morgen fand, ein Ausdruck der Zufriedenheit und Gestilltheit.

Vom Lebkuchenherz, das sie noch in der Hand hielt, war ein kleines Stückchen abgebrochen, ein ganz kleines, denn es gehörte ja eigentlich dem Seppli.

Heidebilder.

Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel,
Weit über stille Felder aus.
Wie ferne Küsten grenzen graue Hügel,
Sie schützen vor dem Menschengraus.

Die Mittagsonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt,
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

In Herbstestagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiher durch den Nebelduft.
Wie still es ist! kaum hör ich um den Hügel
Noch einen Laut in weiter Luft.

Auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone
Ruht sich ein Wanderfalke aus.
Doch schläft er nicht, von seinem leichten Throne
Äugt er durchdringend scharf hinaus.

Der alte Bauer mit verhaltnem Schritte
Schleicht neben seinem Wagen Torf.
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Tritte
Der alte Schimmel ihn ins Dorf.

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach! wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hockt es bang.
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Detlev von Liliencron.

Nachtmarsch.

Von Hans Frey.

Das Bataillon marschiert in die sinkende Nacht. Es ist der schwere Schritt der fünften Stunde, und längst schon sind die Lieder verklungen — nur tropfenweise fallen Worte.

Mann schreitet neben Mann, Glied hinter Glied, Zug um Zug — unförmig, eine graue Masse, hin und her pendelnd mit gesenktem Kopfe — jeder für sich allein mit den Gedanken. Mächtige Wolkenschiffe fahren mondgesäumt über den Himmel, Sterne blinken in blauen Tälern.